

Tagungsbericht IKKDOS-Tagung 2020 Hünfeld

von Helmut Pomplun

HÜNFELD. Vor 75 Jahren war dieser – in seiner ganzen Grauenhaftigkeit wohl kaum jemals darstellbare – Zweite Weltkrieg offiziell zu Ende. Das Dreiviertel-Jahrhundert, ein Jubiläum? Grund zum Jubel? Ja, auch im Sinne von „Befreiung von...“ Indes auch Anlass kritisch zurückzublicken. Was kam nach diesem schillernden Ende, das doch gar keins war? Europa ein Leichen- und Trümmerfeld, viele Millionen Überlebende körperlich versehrt, seelisch traumatisiert, geistig desillusioniert, moralisch verkommen oder schlicht „nur“ hoffnungs- und hemmungslos. Wo in diesem babylonischen Chaos blieb denn ein Gott, an den zu glauben war? Wie weiterleben - wovon - mit wem - wofür? - *Orientierungshilfe?* - Unter dieser zentralen Frage hatten das Institut für Kirchen- und Kulturgeschichte der Deutschen in Ostmittel- und Südosteuropa e.V. (IKKDOS) und die Bundeskonferenz der kirchlichen Archive in Deutschland zur Arbeitstagung ins Bonifatius-Kloster Hünfeld eingeladen. *Zur Bedeutung von Kirche und Glauben 1945-1950* – so der Arbeitstitel des zweitägigen Treffens – ging es in Wort und Bild darum, diesen elenden Nachkriegsjahren nachzuspüren - den Menschen, Orten und Ereignissen, wie die 1. Vorsitzenden beider Veranstalter, Prof. Dr. Rainer Bendel aus Tübingen (IKKDOS) und Dr. Thomas Scharf-Wrede aus Hildesheim (Bundeskonferenz) programmatisch vorgeben. Wobei neben dem Erzählen von ... und Erzählen über ... die „gerade für diese Zeit immens umfangreichen Überlieferungen in den kirchlichen Archiven“ vorgestellt wurden.

Und in der Tat scheinen die quer über Europa verstreuten Zeugnisse dieser halben Dekade schier unermesslich zu sein, was in den - wie Schneisen geschlagenen und Tunnel gegrabenen – Referaten begreiflich wurde. Als Quellen dienten neben Akten amtliche und private Briefwechsel, Tagebücher, Fotos, Filme, Biographien und Chroniken, auch wüste Zettelwirtschaften, Skizzen, Bilder, Protokolle, Erlasse, Ge- und Verbote. Auch fehlende Akten und verschwundene Belege konnten indirekt hilfreich sein, wenn etwa aus den klaffenden Lücken auf Schatten zu schließen war - oder auf das, was verborgen und vergessen bleiben sollte.

Aber nun der Reihe nach: Rainer Bendel begrüßte die in der angenehm lichten und weiten Kloster-Aula Versammelten und bat die Referenten um Disziplin: „Wir haben ein eng getaktes Zeitfenster.“ Thomas Scharf-Wrede gab den ermunternden Warm-Macher „zu diesem extrem sportlichen Programm“. Er betonte in eigener Funktion als Chef-Archivar des Bistums Hildesheim, seine Zunft würde durchaus nicht nur verwalten, sondern „Quellen zugänglich machen - den Blickwinkel weiten“. Zeitgenössisch zitierte er den Hildesheimer Generalvikar Dr. Wilhelm Offenstein, der 1945 gemahnt hat: *Als Seelsorger haben wir nicht zu richten, sondern zu retten.*

1. WINFRIED TÖPLER

Dr. Winfried Töpler vom Bistumsarchiv Görlitz startete mit dem Thema *Der schwierige Neuanfang in Görlitz 1945*. „Am westlichen Rand des großen Erzbistums Breslau wurde 1945 ein kleiner Zipfel mit wenigen Gemeinden abgeschnitten. Aus dem Nichts musste hier eine Kirchenverwaltung aufgebaut werden“, skizziert Töpler den Prozeß. Die Neiße wurde zur Grenze zwischen westlichen (deutschen) und östlichen (polnischen) Teilen, und schlußendlich sind es am 1. Juni 1945 „nicht Grenz-, sondern Frontbildungen“ geworden. Drei Wochen später drängten derart viele fliehende und getriebene Menschen von Ost nach West, daß die Probleme schier unübersehbar wurden, so Töpler. An der Grenze sei die Situation besonders hart geworden, etwa in Guben: „Die Vertriebenen hörten zum Gottesdienst die Glocken *ihrer* Kirche - vom anderen Flußufer.“ Zwischenzeitlich war in Breslau Adolf Kardinal Bertram gestorben und als Nachfolger Dr. Ferdinand Piontek zum Kapitularvikar des Erzbistums gewählt. Der

beauftragte im November 1945 die Domkapitulare Dr. Ludwig *Cuno* und Emanuel *Tinschert*, als seine Stellvertreter in Görlitz das Diözesangebiet westlich der Neiße zu verwalten. Piontek kam erst im März 1947 nach. Die Zersplitterungen erforderten Neuordnungen des Bistums, der Dekanate, Pfarrsprengel, Kirchen-Gemeinden, Orden, Krankenhäuser, Schulen, Seminare, Verbände u.s.w. Detailliert schilderte Töpler Beispiele von engagiertem Einsatz, persönlichen Rivalitäten, Suspendierungen, staatlichen Behinderungen... „Dabei waren die Aufgaben wohl gar nicht so groß, denn so viele Gemeinden gab es ja nicht“, resümierte der Referent. „Aber alles musste mühsam per Hand gefertigt, jeder Schritt zu Fuß erledigt werden. Material gab es nicht und Finanzen erst recht nicht.“

2. Dr. EVELYNE ADENAUER

Unter dem Titel *Hoffnung und Angst* referierte die Kirchen- und Kulturhistorikerin Dr. Evelyne Adenauer aus Frechen über *Die kirchliche Situation in Schlesien in den Jahren 1945 bis 1951 in Tagebüchern, Briefen; Berichten und Erinnerungen*. Kirche war in diesen Nachkriegsjahren für die Referentin Teil einer großen Verschiebung von Menschen, sowohl als Ort des Glaubens und der Glaubensvermittlung sowie auch als Ort der Orientierung und geistigen Heimat, „für Deutsche in der Zeit des Wartens auf ihre Ausweisung, für Polen in der Zeit des Ankommens und Sichzurechtfindens“. Aus Berichten von deutschen Pfarrern und neu angekommenen polnischen Priestern war für sie zu schließen, daß alle damals in Schlesien zusammengewürfelten Menschen selbst außerordentliche Veränderungsprozesse durchmachten. Mit Lichtbildern bot die Wissenschaftlerin Einblicke in Tagebücher und Briefe, zeigte Fotos (teils neu entdeckt) und kommentierte: „Eine Zeit des Hungers und der Entbehrungen, der Verzweiflung und des Glaubens ...“ Zur überlieferten Befindlichkeit der Misch-Bevölkerung fasste sie zusammen, in dieser Welt ohne Ordnung und mit einer Zukunft ohne Konturen hätten Angst und Hoffnung die Gefühle dominiert - im Alltag, in der Gemeinde und in der Religiosität. Zur „Glaubensintensität“ sei nichts überliefert, doch ließe sich aus kleinen Bemerkungen in Berichten erahnen, dass das Bedürfnis nach Seelsorge groß gewesen sein müsse. Die Gemeinde sei Ort des gelebten Glaubens gewesen sowie gelebte Caritas, indes auch „gemeinschaftsstiftend in Abgrenzung zu anderen Nationen“. Und sozusagen als Fazit aus den Leidensgeschichten beider Völker wiederholte sie ein überliefertes Zitat: „Liebe muß wieder aufbauen, was Haß zerstörte.“

3. JAROSLAV SEBEK (neu)

Nach technischen Komplikationen, die aber der Tagungs-Manager Martin Wambsgaß bald im Griff hatte, konnte per Videokonferenz-Schaltung auch Jaroslav Sebek aus Prag dabei sein. Überlebensgroß an die Stirnwand projiziert und mit heftig verstärkter Stimme referierte er über *Die politischen Inhalte der nationalen und geistigen Traditionen in der Zeit zwischen zwei Diktaturen in der Tschechoslowakei 1945-50*. Laut Sebek führten die tschechoslowakischen Kommunisten der Nachkriegsjahre auch mit neuen Interpretationen der Geschichte ihre eigene revolutionäre Gesinnung sowie ihre Machtansprüche auf historische Persönlichkeiten zurück, wie etwa Jan Hus und dessen politisches Wirken mit Forderungen der sozialen Gleichheit. Mit „solchen Verbiegungen“ hätten sie damals wie auch heute noch erstaunliche Erfolge. Sebek sprach von Fähigkeiten der kommunistischen Eliten, „das Potenzial einer erhöhten öffentlichen Nachfrage nach nationalen Werten auszuschöpfen“. Es sei nach 1945 schlicht darum gegangen, nicht nur die politische Sphäre, sondern auch die offizielle „Gedächtnislandschaft“ ganz zu beherrschen. So habe man z.B. politische, wirtschaftliche und soziale Probleme des Mittelalters mit der Nachkriegssituation verglichen und beide als Übergangszeiten vor Veränderungen der Machtverhältnisse definiert. Neben einer gewissen Verbindung der marxistischen Ideologie mit der Pflege des tschechischen nationalen Bewusstseins erwähnte der Prager Referent Bemühungen um „neue Erinnerung“ auch in der Sphäre der religiösen Traditionen - nicht nur um Jan Hus, sondern auch andere Prediger, Denker, Heilige und Politiker. Er ging auf die Rolle der

Slawen-Apostel Cyril und Methodius ein und konstatierte, sogar die Evangelische Kirche habe plädiert für Zusammenarbeit mit den Kommunisten, weil die sich ideologisch auch um menschliche Werte wie Gerechtigkeit und Gleichheit kümmerten.

Schließlich war durch Wortmeldungen von einer bis in die 50er Jahre untergründig entstandenen Scheinkirche die Rede – und zwar „durchaus *nicht* im Einklang mit Rom“.

Professor Bendel kommentierte applaudierend, Sebek habe das Thema auf „eine Meta-Ebene“ gehoben, und leitete den nächstfolgenden Beitrag ein. Der sei *sportlich* nicht nur wegen des allgemein gebotenen Tempos, sondern „auch ein großer inhaltlicher Sprung“.

4) Dr. CLEMENS BRODKORB

Der aus Jena stammende Theologe Dr. Clemens Brodkorb, Leiter des Archivs der Deutschen Provinz der Jesuiten in München, referierte über *Vertreibung als heilsgeschichtliche Chance? Zur Neuorientierung der ostdeutschen Jesuiten am Ende des Zweiten Weltkriegs*. Er lockerte seinen kompakten Bericht zur Situation und Befindlichkeit des Ordens im noch „Sowjetische Zone“ genannten Gebiet der späteren Deutschen Demokratischen Republik (DDR) mit angenehmen Sprachbildern auf: „Inseln aus dem Meer der Zerstreung tauchten auf“ – etwa in Erfurt und Rostock. Zentrale Achse des Referats waren Vita und missionarische Korrespondenz von Bernhard Hapig SJ (1888–1969). Er leitete als Provinzial von 1942 bis 1948 die ostdeutsche Jesuitenprovinz (Anm.: SJ = *Societas Jesu*, Gesellschaft Jesu, Ordenskürzel der Jesuiten). Das skizzierte Schicksal Hapigs stehe „in gewisser Weise paradigmatisch“ für jenes der gesamten Provinz, würdigte Brodkorb dessen Verdienste. Und führte im Laufschrift durch die turbulente Geschichte dieser wahrlich elenden Kriegs- und Nachkriegsjahre - mit Namen und Daten zu Konflikten und Kompromissen, herben Enttäuschungen, kleinen Erfolgen und beglückender Kommunikation. Nach Zwischenstation in Oppeln wurde 1954 Berlin Sitz des Provinzialats. Über alte Bekannte wurden Netzwerke geknüpft, Aufgaben und Ämter übernommen, Niederlassungen gegründet, Knabenkonvikt, Noviziat... Schwerpunkte waren Erfurt und Magdeburg. Brodkorb resümierte, dass sich die Vertreibung der ostdeutschen Jesuiten aus ihren Kerngebieten (vor allem Schlesien „ihrem eigentlichen Herz“) als eine „heilsgeschichtliche Chance“ erwiesen habe. Die Entwicklung zu einer „Katholischen Kirche in der DDR“ sei ohne Flüchtlinge und Vertriebene undenkbar gewesen. Wobei es *nicht* um quantitatives Wachstum gehe, sondern um strukturelle, mentale und geistlich-theologische Veränderung der Gemeinden.

5) Dr. JOSEF VAN ELTEN

Um das außerordentliche und weichenstellende Leben und Wirken bedeutender Männer der Kirche ging es in der 2. Arbeitseinheit der Tagung.

Dr. Josef van Elten vom Historischen Archiv des Erzbistums Köln stellte den *Kölner Erzbischof Josef Kardinal Frings als „Verkünder des Glaubens“* vor und relativierte gleich einleitend, es gebe kaum Quellen über diesen bedeutenden Kirchenfürsten: „Ob er Glaubensverkünder war, müssen wir suchen.“ 1887 als Sproß einer steinreichen Familie geboren, wurde Josef Frings Erzbischof – „und wußte nicht warum, keiner wußte das“, so van Elten verschmitzt lächelnd. „Er galt als harmlos.“ Und die Verkündigung? - Natürlich dem Altar zugewandt murmelnd, wie vor dem II. Vaticanum üblich - „in aller Stille.“ Indes habe Josef Frings schon 1945 das Radio genutzt, „war also der Erste mit Abendandacht“ im Rundfunk. In den 50er Jahren sei der Bischof noch geliebt und gefeiert worden – als die personale Anwesenheit des Stellvertreters des Stellvertreters ... - Mehrfach selbst ausgebombt, habe Frings „Gas gegeben beim Wiederaufbau des Kölner Domes“, so daß man schon 1948 damit fertig war. Das habe recht positiv motivierende Ausstrahlung gehabt auf die ganze Stadt und darüber hinaus.

Ungefähr 200 Predigten des Kardinals - „in Krikelkrakelschrift, oft unlesbar“ - habe er durchgeackert, berichtete van Elten. Sie hätten mit den später gedruckten Versionen allerdings „nicht übereingestimmt“.

Waren es früher eher Anweisungen, wie zu predigen sei, so wären sie heute „ausgefeilter, allgemeiner“, kommentierte Thomas Scharf-Wrede. Schließlich sei der Bischof auch oberster Kirchenpolitiker und oberster Sozialarbeiter.

6) Dr. GABRIELE VOGT

Dr. Gabriele Vogt vom Bistumsarchiv Hildesheim stellte ihrem Power-Point-Vortrag *Der Weg des Hildesheimer Bischofs Dr. Joseph Godehard Machens aus der Flüchtlingskrise der Nachkriegszeit* ein Zitat voran: „Wir glauben trotz allem an die Zukunft“, hatte Bischof Machens 1946 sozusagen programmatisch verkündet. Mit der Thematik der Hildesheimer Vertriebenen-Seelsorge (1945-1953) hatte sich Gabriele Vogt bereits Mitte der 90er Jahre wissenschaftlich beschäftigt (im Archiv für Schlesische Kirchengeschichte Bd. 13 im Jahr 2000 veröffentlicht). Zur Brisanz der damaligen Situation betonte die Archivarin, bereits im September 1944 habe die britische Militärregierung gedroht, Zerstörung, Entfernung oder Verheimlichung von Akten werde „mit der Todesstrafe geahndet“! Denn das Bistum Hildesheim war damals die Drehscheibe zweier politisch konkurrierender Machtblöcke. Die Verwobenheit von Seelsorge und Politik werde hier besonders deutlich, erinnerte Dr. Vogt; zumal das Bistum auch Gebiete in der sowjetisch besetzten Zone betreute. Schon allein aus einer von ihr genannten Zahl war zu schließen, mit welchen zusätzlichen Problemen das total zerstörte Bistum belastet wurde: Eine halbe Million katholischer Flüchtlinge mußte aufgenommen, versorgt, seelsorgerlich betreut werden. - „Was tut uns not?“ habe Bischof Joseph Machens öffentlich gefragt, so Gabriele Vogt – und erkannt, „daß wie bisher alles allein zu entscheiden nicht mehr reichte“. Er habe umstrukturiert, delegiert, kooperiert, Vertriebene mit Führungspositionen betraut und zum Beispiel Josef Engelbert zum Diözesan-Flüchtlings-Seelsorger berufen. Machens habe das religiöse und kulturelle Potential früh erkannt, das die Zugereisten in seine Diözese einbrachten. Durch ihre Integration habe sich das Missionsbistum Hildesheim zur Diaspora entwickelt.

7) Dr. SEBASTIAN ECK

Über *Michael Keller als Nachkriegsbischof* referierte Dr. Sebastian Eck, Kustos der Universität Duisburg-Essen zum Thema *Religiöse Gegenwartsdeutungen und pastorale Weichenstellungen für das Bistum Münster im Spiegel seiner Eucharistiefrömmigkeit*. Zentral war die Frage, wann ein Kind zur Erstkommunion zugelassen werden soll. Die ist offenbar bis heute nicht geklärt, obwohl sie Jahrhunderte Päpste und Bischöfe umgetrieben hat - und auch Dr. Michael Keller, 1947-61 Bischof von Münster. Der habe die katastrophalen Lebensbedingungen als Folge des 2. Weltkriegs primär als Not der christlichen Familien inmitten der „Zusammenbruchsgesellschaft“ angesehen, erklärte Sebastian Eck. Er habe eine „Auflösung traditioneller Strukturen“ wahrgenommen und gefordert, Familien sollten sich wieder als Urzellen menschlicher Gemeinschaft verstehen, als „Kirche im Kleinen“. Keller sei nämlich der Überzeugung gewesen, dass eine *Wiederverchristlichung* der Gesamtgesellschaft erstrangig zu erreichen sei mit Hilfe der christlichen Familie. Deren Erneuerung aber könne nur gelingen „als eucharistisch lebende Familien - in - mit - durch Christus“, habe der Bischof verkündet und die Eltern ermahnt, sie selbst müßten „die Liebe zum Heiland“ in die Herzen ihrer Kinder hineinpflanzen. Zur Frage „wann und wie erstmals Eucharistie?“ habe Keller verkündet, das zu entscheiden sei primär Aufgabe der Eltern. Dabei habe er sich auf Dekrete über die rechtzeitige und häufige Kommunion berufen, mit denen Papst Pius X. Anfang des 20. Jahrhunderts eine Eucharistiebewegung initiierte. Kritik und Ablehnung erfuhr der Münsteraner Oberhirte nicht nur in seinem Bistum, sondern auch bei der Bischofskonferenz, resümierte Eck. Und Josef Kardinal Frings habe im Juli 1953 sozusagen auf den Tisch gehauen mit dem Erlaß, „dass dem Pfarrer die katechetische Unterweisung der Kinder zukomme“ und nicht – wie es Keller stets forderte – den Eltern.

KONZERT

Beschlossen wurde der erste Tag mit einem hochkarätigen Abendkonzert. Das Malinconia-Ensemble Stuttgart spielte zeitgenössische Werke aus der in der Tagung behandelten Nachkriegs-Epoche: Von Konrad Friedrich Noetel (1903-1947), Werner Schramm (1903-1967), Ernst August Voelkel (1886-1960). Aus ihrem Repertoire „Zum Beethoven-Gedenkjahr 2020“ boten die Stuttgarter Gäste zudem „La Malinconia“ aus dem Streichquartett op. 18/6 des geehrten großen Romantikers. Und zum Schluss ein Werk von seinem Zeitgenossen Franz Weiß (1778-1830).

8) Dr. ULRICH HELBACH

Der Direktor vom Historischen Archiv des Erzbistums Köln, Dr. Ulrich Helbach, referierte zum Thema *Die Seelen der 'Anderen' - Pastoraler Umgang mit dem Nationalsozialismus 1945/46*. Wann und wie der Krieg wirklich enden würde, sei noch offen gewesen, betonte er und

nannte vorab zur Struktur seiner Studie dreierlei: Für die katholische Kirche sei der Nationalsozialismus eine Realität geblieben - in ihrer gesellschaftlichen Rolle, ihrer Selbstreflexion und der pastoralen Praxis. Die Kirche habe die Rolle eines nationalen Anwalts und Sprechers für das deutsche Volk übernommen. Bekannt sei die ungebrochene Haltung von Kirche und Katholizismus, erinnerte der Chefarchivar vom Rhein: „Man sah sich 1945 ganz als Opfer.“ Bischöfe und aktives Kirchenvolk hätten - nach eigenen Gefühlen - widerstanden: „Die *Anderen*, das waren die Gottlosen.“ Dieser Differenzierung habe auch das neue Seelsorge-Konzept entsprochen - zwischen den Kernkatholiken und den noch Abseitsstehenden. Dazu ging Helbach auf die Austrittswelle 1936/37 und das vielschichtige Thema *Rekonziliation* (Rückkehr zur Kirche) ein: Die Wiederaufnahme mußte über den Pfarrer beim bischöflichen Generalvikariat beantragt werden, wozu der Geistliche zu protokollieren hatte, was den Bittsteller seinerzeit zum Kirchen-Austritt veranlaßte. Helbach zeigte Lichtbilder von Dokumenten und erläuterte an Beispielen viele lokale Einzelfälle. Dem Pfarrer habe der Bischof *Hinweise* gegeben, unter welchen Bedingungen er dem verlorenen Schaf gnädig zu sein gedenke; dazu die *Auflage*, „daß mit dem Pönitenten zuvor in einer (...) religiösen Unterweisung die in den NS-(...) Irrlehren und die ihnen entgegengesetzten Offenbarungswahrheiten besprochen werden“. Dabei sei es auch um die Glaubwürdigkeit der Bewerber gegangen und die Lauterkeit ihrer Motive zur Rückkehr, ergänzte Helbach. - Doch von den in der NS-Zeit ausgetretenen 600.000 seien 1945-48 „wohl nicht einmal zehn Prozent“ zurückgekehrt.

9) Dr. MICHAEL HIRSCHFELD

Es könne nur darum gehen, einige Schneisen durch das Dickicht der Überlieferungen zu schlagen, bereitete Dr. Michael Hirschfeld das Auditorium vor. Der Historiker, Privatdozent an der Universität Vechta, referierte über *Soziale Fürsorge und Seelsorge durch Briefe des ehemaligen Breslauer Diözesancaritasdirektors und Domkapitulars Ernst Lange (1876-1973)*. Mit geradezu ansteckender Begeisterung stellte er die Vita des charismatischen Schlesiens vor und erläuterte anhand verschiedenster Beispiele, welche alten Breslauer Netzwerke Lange reaktivieren und welche er neu schaffen konnte - in Kirchenhierarchie, professioneller Caritasarbeit und Seelsorge für Hilfsbedürftige. Sein segensreiches Wirken illustrierte Hirschfeld mit einer bunten Lichtbilderfolge und gewährte geradezu intim-sinnliche Einblicke in Langes Korrespondenz mit geflüchteten und vertriebenen Schlesiern. Die Liste seiner Briefpartner gleiche überdies einem Who is who des katholischen Nachkriegs-Deutschland. Schon das verwendete Papier dieser Notjahre und die originalen Handschriften ließen - neben amtlich-funktionalen Themen - die vorgetragenen Bitten und Klagen sowie die tröstend beratenden und stärkenden Antworten zeitlos-lebendig begreifbar werden. Schließlich ging es im Referat auch darum, wie Lange selbst seine Vertreibungssituation gemeistert hatte. Privat habe er extrem bescheiden gelebt, betonte der Historiker. Er wirkte zentral im Caritasverband, klopfte an bei Bischof

Michael Keller, für Laien-Hilfskräfte „eine Ausbildung, geistige Führung und fortlaufende Schulung in seelischer und praktischer Hinsicht“ zu schaffen. Er bereicherte das Konveniat der Priester regelmäßig durch Referate, lud zu Wallfahrten ein - und vieles mehr. Der Prälat habe „als Senior des Vertriebenen-Klerus Kultstatus in Vertriebenenkreisen“ gehabt, resümierte Hirschfeld und zitierte eine überlieferte Würdigung: „Gewiss war er ein bedeutender Mann, aber er war doch mehr: ein ungemein liebenswerter Mensch.“

10) ROBERT PECH

Als einer der Jüngsten in der Referentenriege sprach Robert Pech aus Leipzig über *Franz Hamm und das Hilfskomitee für die Jugoslawiendeutschen*. Schon mit 23 wurde der 1900 in Neu-Werbass/Batschka Geborene in Mannheim Vorsitzender der Vereinigung Auslandsdeutscher Studierender. Damit waren wohl Weichen gestellt: Aufgenommen wurde nur „mit *deutsch-arischer* Abstammung, die nachzuweisen war“, so Pech zu Hamms Vita bis 1945. In Österreich habe er über Korporationen zu „antisemitischen, antiliberalen und dezidiert großdeutsch eingestellten reichsdeutschen Vereinen“ Kontakte gefunden. Zurück in seiner Heimat entfaltete Hamm erstaunliche Aktivitäten in Wirtschaft, Kultur, Kirche und Politik. Pech nennt „vielfältiges Engagement für die deutsche Minderheit im Rahmen der landwirtschaftlichen Genossenschaften sowie des Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes“. Im Mai 1944 gründete Hamm den „Block der Deutschen Nationalsozialistischen Reichstagsmitglieder in Ungarn“ und übernahm den Vorsitz. Detailliert stellte Pech die nach Kriegsende mühsame Entwicklung eines kirchlichen Hilfswerkes dar, aus dem 18 Komitees entstanden; das für die Jugoslawiendeutschen wurde Hamms Arbeitsrahmen. Rückblickend zitierte Pech eine Würdigung, wonach Hamm besonders prädestiniert gewesen sei, denn „er internalisierte auch das kulturelle Konzept einer schwäbischen Volksgemeinschaft gepaart mit biologisch-rassistischen Konzepten *eines* deutschen Volkes (...) Diese Weltanschauung war nach 1945, bereinigt um seine biologisch-rassistischen Komponenten, weiter verwendbar, wenn es darum ging, die Vertriebenen (...) in die reichsdeutsche Mehrheitsgesellschaft zu integrieren“. Ein Anfang der 50er etablierter Konvent der zerstreuten evangelischen Ostkirchen habe unter Hamms Regie zunehmend Bedeutung bekommen, würdigte Pech den Spiritus Rector des Gremiums: „Binnenkirchlich wie nach außen gingen von den Tagungen des Konvents wichtige Impulse für die evangelisch-christliche Vertriebenenarbeit aus.“

11) Dr. ANDREAS HÖLSCHER

Dr. Andreas Hölscher vom Archiv des Erzbistums Bamberg startete mit einer persönlichen Rahmenhandlung zum Thema *Die Erzdiözese Bamberg angesichts der Herausforderungen von Flucht und Vertreibung*. Aus dem 19. Jahrhundert knüpfte er ein Mosaik aus sechs Generationen verschiedener Konfessionen und führte „aus katholischer Perspektive“ ins Frankenland der Nachkriegsjahre. Seine Verwandten aus Schlesien waren ohne Hab & Gut ins Bamberger Diaspora-Bistum geflüchtet, dessen Bevölkerung „rein protestantisch geprägt“ war. Parallel zur Familiengeschichte schilderte Hölscher die Dramatik der jahrelangen Integrationsversuche mit Bezug auf seine Großmutter: „Sie betonte immer, wie froh sie war, wenigstens keinen fremden Dialekt zu sprechen. Denn daran wurden die Flüchtlinge, die Vertriebenen erkannt. Das war schlimm.“ - Gegen Hunger und Kleidermangel organisierte die Caritas Sammlungen, bekam aber die Wohnungsnot allein nicht in den Griff und initiierte mit den Behörden ein Siedlungsprogramm. Erzbischof Joseph-Otto Kolb (1943-55 im Amt) habe zum Start 500.000 Reichsmark genehmigt und im Oktober 1948 die Gründung der St. Joseph-Stiftung. Die baute (bis 1955) 1.949 Mietwohnungen und 972 Eigenheime. - Doch es ging auch um die Linderung der geistlichen Not. Geflohene und vertriebene Priester wurden gesucht - und gefunden, nach und nach auch Kirchen gebaut... Die Einbindung Vertriebener sei in den 50ern stark unter dem Aspekt der Traditionspflege gelaufen. Erst das II. Vatikanum habe die „epochale Neujustierung“ ausgelöst, referierte Hölscher und sprach von einem *Paradigmenwechsel*, der das theologische

Selbstverständnis veränderte: „Für unser Thema bedeutet das, Sorge gilt nicht mehr dem Heimatvertriebenen, falls – und nur falls – er Katholik ist, sondern (...) in erster Linie, weil er ein Mensch ist, also ein Geschöpf Gottes.“

12) Dr. THOMAS SCHARF-WREDE

Als zwölfter und letzter Referent skizzierte Dr. Thomas Scharf-Wrede, Chefarchivar des Bistums Hildesheim, die Entwicklung von *Kirche und Caritas im Grenzdurchgangslager Friedland*. Schlagartig sei der unscheinbare und unbekannt Ort Friedland im September 1945 bedeutend geworden - als *die* zentrale Anlaufstelle für Vertriebene, Flüchtlinge, Evakuierte und entlassene Kriegsgefangene. Primäre Aufgabe seither bis heute: Ankommende registrieren, Papiere ausstellen für Weiterleitung und Aufnahme anderenorts, Versorgung mit Speis' und Trank, Kleidung und Lebensnotwendigem - „und ihnen *nebenbei* auch immer so etwas wie menschlichen und geistlichen Beistand zu leisten“, so Scharf-Wrede wörtlich. In den ersten zwei Jahren sind jeweils über eine halbe Million Menschen gekommen, in folgenden vier, fünf Jahren täglich bis zu 8.000. Damals kamen rund 60 Studenten aus Göttingen den betreuenden Vinzentinerinnen und Laienschwestern zu Hilfe, berichtete Scharf-Wrede. War zunächst nur der für den Ort zuständige Pfarrer aus Göttingen auch im Lager tätig, so wurde *Pater Johannes Leppich SJ.* der erste Lagerpfarrer. Wenn auch nur ein halbes Jahr, so hinterließ er doch eine Art Gebrauchsanweisung: etwa Ansprache im „menschlich verbindlichen Ton“, Einladung zur Messe auch „mit Lautsprecher und psychologisch gut durchgearbeiteten Plakaten“... Nach weiteren 13 Monaten Mit-Betreuung aus Göttingen folgte der Kölner Priester Dr. Joseph Krahe. Der blieb zwölf Jahre, sorgte für Sanierung und Ausstattung der kleinen Lager-Kapelle, mahnte die Bistümer ringsum, sich gefälligst an der Finanzierung von Caritas und Seelsorge zu beteiligen. Und anfangs der 50er Jahre erreichte er mit einer Art Lagerordnung, die Arbeit der Wohlfahrtsverbände aufeinander abzustimmen. Wohnraum wurde nahebei geschaffen für die hier Arbeitenden und Gekommene, die bleiben wollten. Mit Hilfe von Joseph Kardinal Frings konnte schließlich eine Kirche gebaut werden, vollendet im Dezember 1955. „Krahes größtes und symbolträchtigstes Friedland-Projekt“, so Scharf-Wrede: als Denkmal für über zwei Millionen Heimkehrer und Vertriebene, Gedächtnisstätte für die Gefallenen, Mahnmal für den Frieden der Völker....

13) Prof. Dr. RAINER BENDEL

Im Schlussgespräch gab IKKDOS-Vorsitzender Prof. Dr. Rainer Bendel den Versammelten ein „Resümee der Desiderate“ und Impulse mit auf den Heimweg: Offen gebliebene Fragen, Überlegungen zu längerfristiger Ausrichtung wissenschaftlicher Arbeit... Auch das wesentliche Thema Selbstverständnis von Kirche in den Nachkriegsjahren skizzierte er mit Fragen; „Pfeiler im Strom oder Siegerin in Trümmern?“ - Vielleicht gar „weiterwursteln wie bisher, in den vertrauten Stühlen sitzend?“ Zum Umgang mit den aus der Kirche Ausgetretenen gebe es in der Tat unterschiedliche Positionen. Dabei sollte es auch darum gehen, die Streubreite sichtbar zu machen. Schließlich empfahl Rainer Bendel für Verbindungen, die noch bestehen oder noch zu knüpfen sind - Netzwerke, Ordensgemeinschaften usw. - „eine Ausweitung des traditionellen Blickwinkels“.

Nach der nochmals mehrere Themen streifenden Abschluss-Diskussion dankten „die Macher“ Bendel und Scharf-Wrede allen aktiven wie passiven Gästen der Tagung für ihr Kommen und Mitwirken. - Und hernach gab es noch eine geführte Besichtigung der Klosterkirche.